

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 56 (1964)

Heft: 1

Artikel: Planen für die Freiheit : Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen der Planung

Autor: Mitscherlich, Alexander

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-354104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEWERKSCHAFTLICHE RUNDSCHAU

MONATSSCHRIFT DES SCHWEIZERISCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
ZWEIMONATLICHE BEILAGEN: «BILDUNGSARBEIT» UND «GESETZ UND RECHT»

HEFT 1 - JANUAR 1964 - 56. JAHRGANG

Planen für die Freiheit

Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen der Planung

Von Prof. Dr. Alexander Mitscherlich

Für die praktisch tätigen Funktionäre und Vertrauensleute der Gewerkschaftsbewegung liegen im allgemeinen die Probleme der Landes- und Regionalplanung und des Städtebaues etwas allzuweit ab von den Gebieten ihrer Tagesarbeit, als daß sie sich dafür näher zu interessieren vermöchten.

Auf einem im Monat März 1963 durch die Zeitschrift «Der Monat» in Berlin veranstalteten Seminar über «Städtebau in der zweiten industriellen Revolution», an dem auch der bekannte Basler Nationalökonom Prof. Dr. Edgar Salin mitgearbeitet hat, hat vor allem der Heidelberger Psychologe Prof. Dr. Alexander Mitscherlich über Notwendigkeit, Möglichkeiten und Grenzen solcher Planung gesprochen. Seine Ausführungen, die wir mit Erlaubnis des Mitherausgebers, unseres Landsmannes F. R. Allemann, dem «Monat» entnehmen, zeigen, wie lebendig, interessant und begeisternd die Beschäftigung mit dieser auf den ersten Blick so schwierigen und trockenen Materie sein kann.

Intuitives Mitvollziehen von kollektiven Stimmungen ist keine voll befriedigende Grundlage für die Analyse von Tatbeständen; es mag aber ein Motiv dafür sein, solche Tatbestände überhaupt zu untersuchen. Die Stimmung, von der wir hier ausgehen wollen, ist das Mißbehagen an unseren Städten. Zählt man die «schmückenden Beiworte» aus, mit denen sie bedacht werden, so überwiegen die abwertenden, die schmähenden. Schmutzig, verpestet, lichtlos gilt eher für die Altsiedlungen aus dem Beginn der großtechnischen Industrialisierung; von nervenaufreibendem Lärm sind die Verkehrsadern allerorts erfüllt, gleich, ob Menschen in angrenzenden Büros arbeiten oder in einem Dorf, das von einer Ueberlandstraße durchschnitten wird, ihre Wohn- und Schlafstätten haben. Den Randsiedlungen der Städte wird die lieblose Monotonie, die Sterilität einer rationalen «Reißbrettmentalität» vorgehalten, den Zentren großer Städte wird die kulturelle Verödung nachgesagt.

Mehr noch: Unter den vehementer fordernden und noch weniger in die Resignation abgedrängten jüngeren Architekten sind Stimmen laut geworden, die an den Ueberzeugungsfundamenten des Zeitgenossen rütteln und sie als die Quelle der Häßlichkeit und Funktionsuntüchtigkeit unserer Alt- und Neustädte ansehen. Als da ist ein ebenso sentimentaler wie tabuierter Eigentumsbegriff, der zu «kleinlicher Abgrenzung» führt und den man fetischistisch pflegt, etwa durch Förderung des «Eigenheims» («nach einer Uebersicht des Wohnungsbauministeriums von 1962 wurden in Deutschland in den letzten Jahren 47 Prozent aller neuen Wohnungen als Einzelhäuser gebaut»¹).

Die «aggressive, bodenvergeudende Siedlungspolitik» hat das «tumorartige», zerfaserte Wachstum der Städte ins flache Land hinein, die «große Landzerstörung» zur Folge; «und das angesichts unendlicher Probleme und Aufgaben, die uns alle angehen und die von der Allgemeinheit für die Allgemeinheit gelöst werden können»². Recht bedacht, kann man diesen Stimmen kaum guten Gewissens widersprechen. Die Ruinenstädte von 1945 im Sinn und das Ergebnis des Wiederaufbaus vor Augen, findet man in der Tat keine andere Erklärung für so viel Mißgeboresenes als die Regression auf die archaische Besitzform des Bodens. Das pathetisch beschworene Blut war vergossen, der Boden, säuberlich im Kataster verzeichnet, bot sich an, um sich in ihm zu verkrallen, letzte mütterliche Sicherheit, die plötzlich wieder Geltung bekam, nachdem man ausgezogen war, die ganze Welt das Fürchten zu lehren. Da wollte man Neues aufbauen – und hat es getan –, aber es stak in den alten Eigentums-grenzen. Die erwiesen sich stärker als alle Hoffnungen, alle Schwüre, nach so viel Irrtum (mild gesprochen; eher: nach so viel Irrsinn) zu neuer Gesellung hinzustreben. Vielleicht sollten wir keine Nachsicht, kein allzu beschwichtigendes Mitleid mit dieser Regression zur «Heimkehr» der verlorenen Söhne auf ihr Grundstück haben; eine kräftige Beimischung von Verachtung tut uns gut und ist angemessen. Aber leider enthebt uns das alles nicht der Aufgabe, darüber zu reflektieren, warum gerade diese Rückkehr zu den tradierten Besitzverteilungen des städtischen Grundes sich vollzogen hat. Die Hypothese, daß der Zusammenbruch der «Großraumplanung» (mit möglichster Ausrottung der bisherigen Besitzer) nicht zu einem Sinneswandel (aus Schuldeinsicht) geführt habe, bedürfte starker Argumente, die mir nicht bekannt geworden sind, um als widerlegt zu gelten. Im Gegenteil, nachdem der Lack der neuen Ideologie in der Karambolage abgeblättert war, boten sich alle

¹ Wolfgang Weber/Peter Brand: «Eine Stellungnahme zum deutschen Städtebau», «Bauwelt», 9, 1963.

² Weber/Brandt, a. a. O.

alten Stereotype, die gerade noch des Teufels schienen, als das bessere Neue an. Ein verwirrendes Bild der Reaktion tat sich auf; man hat zu sondern zwischen Reaktionären zum nazistischen Gestern, mindestens zu dem unverdächtig «Gesunden», das dort auch vertreten gewesen sei, und den Reaktionären zu den bürgerlichen Machtpositionen, von den Wölkchen der Romantik überflogen – zu schweigen von den feudal-klerikalen Praktikern, die ebenso emsig die alten Gemarkungen im Grundbuch und die Privilegien in der Seele ausgruben. Gemein ist ihnen allen die Hörigkeit der Autorität gegenüber – eben die Hörigkeit und nicht sorgsame Prüfung des Vorbildlichen, das durch eine bessere Lösung schrittweise überzeugt. Hörigkeit ist zweierlei: Verzicht auf Selbständigkeit und ein Gemisch aus Befriedigungssuche und Haß über die Unfreiheit. Der Haß wird sorgsam verdrängt, er spricht nur indirekt; der Befriedigungssucht wird manisch gefrönt. Damit haben wir aber einen ganz brauchbaren Maßstab für die Beurteilung eines – freilich nur eines – Grundprinzipes, das unseren Staat und unsere Gesellschaft und ihrer beider Verhältnis zueinander durchformt. Der Schreckegoismus, den die Katastrophe evoziert, findet besten Anschluß an den bürgerlichen Egoismus, der vorzügliche Rationalisierungen vorzuweisen hat und sich als unbefragt hoher Wert der Gesellschaft in neuem Glanz präsentiert.

Das klingt alles fatal und könnte zu Fatalismus verführen. Der Trost liegt in der Binsenwahrheit, daß alle Restaurationen nicht von großer Lebenskraft zu sein pflegen. Wer vor Zumutungen, die ihm unbewältigbar erscheinen, sich ins Bett legt, geht dort zugrunde oder muß früher oder später doch wieder heraus. Die Gesellschaft, die ihre «Wiedergutmachung» dadurch betreibt, daß sie so tut, als hätte es einmal keine Katastrophe gegeben, und zum anderen, als habe der Prozeß ihrer fortschreitenden Industrialisierung – an allen Plätzen, wo Menschen dieser Gesellschaft überhaupt leben – keine zwingenden Folgen auf den gesamten Zuschnitt ihres Lebens – eine solche Gesellschaft erwacht in ihren Gliedern sicher unterschiedlich schnell aus ihren Verleugnungsträumen, aber sie wacht auf. Wenn sich dabei herausstellt, daß der Wiederaufbau noch eine peinliche Nachphase des kollektivpsychotischen Schubes ist, der zur Zerstörung führte, dann ist wenigstens tröstlich zu wissen, daß die neuen Häuser so windig entworfen, so schludrig gebaut sind, daß es kein Kulturfrevel ist, sie einer besseren Planung zuliebe abzureißen.

Eine Analyse im Parforcetempo wie diese wäre aber selbst schludrig und selbstgerecht, wenn sie einen Punkt vergäße, der angenehm zu vergessen wäre. Es bleibt doch das Faktum bestehen, daß jene, die es besser wußten als die Restaurateure, kein Ohr bei diesen fanden. In den Stadtparlamenten oder wo immer zu überzeugen war, blieb der Eindruck aus. Der Psychoanalytiker kennt diese

Situation sehr genau: er gibt eine Deutung, ihm scheint sie überzeugend, seinen Patienten läßt sie kalt, er hält an seinem Symptom fest. Bevor es zu einer «schöpferischen Erfahrung durch die Deutung» (Michael Balint) kommt, bedarf es allermeist einer langen Durcharbeitung. Wem das Wiederkäuen zuviel ärgerliche Ungeduld bereitet, der wird zwangsläufig resignieren; wenn er dazu noch schimpft, ist er selbst eine Quelle des Aergers.

Die Architekten und Städtebauer sprechen sich in dieser traurigen Lage gegenseitig Mut zu, indem sie sich zur Utopie ermuntern – zur Utopie besserer Städte. Es gibt zwei Arten der Utopie: eine, die närrisch ist und die, verwirklichte man sie, sich als das noch ärgere Gefängnis herausstellen würde als das bewohnte. Das heißt aber nicht, daß solche Utopien nicht zuweilen verwirklicht werden. Die andere Art ist die Vorwegnahme des Künftigen in seinen wesentlichen Elementen, die jetzt schon gesehen werden. Zur letzteren Form der Utopie eines gelungeneren städtischen Lebens, so hoffe ich wenigstens, will ich einige Momente beitragen und mich dabei an die Einsichten halten, die uns die Wissenschaft vom Menschen in den letzten Jahrzehnten vermittelt hat.

Ich greife dabei aber nochmals auf Impressionen zurück, die keinem Städtebauer unvertraut sein werden. Mein Weg führt mich öfter in ein 1954 gebautes Wohnhaus für 12 Mietparteien. Beim Einzug war den Mietern vom Hausbesitzer ein Kinderspielplatz auf dem freien Gelände hinter dem Haus zugesichert worden. Inzwischen sind 12 Garagen gebaut worden – und kein Spielplatz. Die Wiese im Hof ist eingezäunt: Betreten verboten. Vom Kinderspielplatz für die zehn Kleinkinder der Familien ist keine Rede mehr. – Zuweilen werde ich in ein neuerbautes Appartementhaus mit einigen 30 Einzimmerwohnungen gerufen. Die Mieter sind Berufstätige. Wenn einer von ihnen krank wird, ist er praktisch gestrandet. Keiner kennt seinen Nachbarn. Die hochfiebernde erkrankte Sekretärin liegt im Bett ohne jede Pflege; der Arzt, der sie betreut, muß ihr bei seiner Visite einen Tee oder Haferbrei kochen. Und die Alten: Die Familien sind unfähig, sie zu pflegen; kein Raum, in dem sie Ruhe hätten, keine Zeit, sie zu versorgen.

Diese herausgegriffenen Beispiele zeigen etwas von der Defektstruktur unseres städtischen Zusammenlebens. Die mangelhafte Planung, die geist- und rücksichtslose Auffüllung von Baulücken, die Ueberbauung von immer mehr Park- und Gartenanlagen in den Städten, eine Städtebauordnung, die mehr an Firsthöhen herumkommandiert, als sich je einen Gedanken zu machen, worauf eigentlich die Hausbewohner blicken, wenn sie ans Fenster ihrer teuer erkauften oder zu horrenden Preisen gemieteten Wohnung treten – dieser mangelhafte Sinn für Gesellung scheint mir der stärkste, der anschaulichste Ausdruck für das gesellschaftliche Malaise, in dem wir stehen. Ich kann beim besten Willen nicht sehen, was da

seit dem «steinernen Berlin», von dessen Geschichte uns Werner Hegemann 1930 berichtete, anders, besser geworden wäre. Im Gegenteil, was zur Bismarckzeit an Bodenspekulation und Hinterhofarchitektur, an Egoismus verbrochen wurde, war kapitalistischer Imperialismus *at home*; die sozialistische Bauweise hat jedenfalls im Herzen der Sowjetunion und an ihrer imperialen Peripherie – zum Beispiel in der Stalinallee – nicht viel mehr an städtischer Gesinnung bewiesen, als die märkischen Junker sie 1880 bezeugten, nachdem ihre mageren Böden zu Bauland geworden waren. Auszunehmen wäre ausdrücklich die skandinavische Form des Sozialismus, der sehr eindrucksvoll eine lebendige soziale Bewußtheit auch im Städtebau beweist.

An dieser sozialen Kontaktfreude mangelt es uns besonders. Wenn ich mich nochmals des sterilen Eremitenklimas des Einzimmer-Appartementhauses erinnere: Es müßte in ihm ja nicht so zugehen, wie es geschieht. Hier alles dem Konzept des Architekten in die Schuhe zu schieben, wäre irrig. Soziologen haben immer wieder betont, daß der «moderne» Mensch der Städte diese Abgeschiedenheit suche. Insofern ist es eine korrekte Beschreibung, wenn Wolf Jobst Siedler³ die «neue isolierende Vorstadtbauweise in vielerlei Hinsicht als Luxusausführung der vorzeitlichen Behausung von Höhlen- und Waldbewohnern» auffaßt. Es ist nur so, daß in der Standardausführung der Kleinwohnungen unter einem Dach die gleiche Tendenz zur Abkapselung vorherrscht. Es scheint mir, daß wir hier auf einen antisozialen Reaktionstypus stoßen, der unabhängig von der Einkommenshöhe ist. Es würde zu weit führen, Mutmaßungen anzustellen, was dieses Verhalten in solcher Gleichförmigkeit bewirkt. Jedenfalls ist es eine der mächtigsten Gegenkräfte, die räumliche Planungen der Nachbarschaftlichkeit durchkreuzen. Diese kontaktabstoßende Tendenz als Verhaltenseigentümlichkeit des Menschen, der zum Leben in der drangvollen, monotonisierten Nähe unserer Städte gezwungen ist, wird man im Gedächtnis behalten müssen, wenn sogleich von utopisch freundlicheren Räumen die Rede sein wird. Es könnte durchaus sein, daß er sie nicht von sich aus mit Freundlichkeit zu beleben im Sinne hat oder imstande ist.

Die Erinnerung an skandinavische oder auch an die traditionell volkreichen mediterranen Städte bringt uns andererseits ein ausschlaggebendes Moment für unsere Ueberlegungen: das sind Städte in einer Größenordnung, die wir historisch gewohnt sind. Los Angeles ist keine Stadt, in welchem historischen Sinne auch immer; es ist auch keine Stadt in denkbarem modernem, neuartigem Sinn. Es ist, wie zahllose Dörfer, Provinzstädte (die ihr Maß der Bevölke-

³ «Der Tagesspiegel», Berlin, 7. Januar 1962.

rungszunahme der Ansiedlung von Industrien verdanken), ein Agglomerat von Wohnstätten, Arbeitsplätzen, Eßgelegenheiten, Illusionsgewerben aller Art – nur eines ist Los Angeles und seinesgleichen nicht: eine Stadt. Und wir können prophezeien: sie werden auch nie zu Städten werden. Zur Stadt gehört der Kern, jener siedlerische Akt der Schöpfung eines Kristallisationspunktes, an dem Generationen weitergewirkt haben und ohne dessen Ausstrahlung späteres peripherisches Wachstum nicht so groß geworden wäre. Der Stadtkern ist nicht etwa die City im Sinne moderner Städte, der Stadtkern lebt nicht nur für Arbeitszeiten, er lebt 24 Stunden des Tages. Hier ist Wohnen und Wirken nicht getrennt und ihr Beieinander nichts Unerträgliches, sondern die stärkste Repräsentation, derer eine Gemeinde sich fähig erweist.

Kein Wort mehr über diese Form städtischer Lebens- und Raumordnung – sie scheint für absehbare Zeiten nicht mehr zu verwirklichen zu sein. Das Prinzip der Arbeitsteilung, das doch nur ein Teilprinzip im größeren Spaltungsvorgang des sozialen Lebens ist, verlangt offenbar andere Stadtkonzepte. Wir sollten sie nur korrekterweise nicht mit dem Begriff «Stadt» bezeichnen, sondern von Schwerpunkten, Ballungen – also Agglomeraten sprechen: Produktionsschwerpunkte, konsumbefriedigende Schwerpunkte und Schlafzentren, die zusammen ein Funktionsgefüge bilden.

Zweierlei hat als dynamisches Element die herkömmliche Stadt in jedem Sinne gesprengt: die Sturmflut der Bevölkerungszunahme und, wenn das Paradox erlaubt ist, «die explosionsartige Zusammenziehung der Bevölkerung» (Gerhard Isbary). Diese Momente sind für den Städteplaner das überragende quantitative Problem, dem er sich gegenübersieht. Bringen wir Vorstellungen wie die des biologischen Gleichgewichtes ins Spiel, so erweist sich diese permanente Zunahme der Weltbevölkerung als unaufhaltsame Zerstörung der Gleichgewichte. Die technischen Fertigkeiten, mit denen für die Massen der Städtebewohner die Lebensgrundlage geschaffen wird, können dies nur noch mit Mühe leisten. In das gesamte biologische Geschehen des Planeten greifen Kräfte ein, die es einseitig nach den menschlichen Bedürfnissen hin verschieben. Zwar eignet dem Menschen ein hohes Maß von egoistischem Unverstand, den er, weil er kaum noch Gegenkräfte in der Natur findet, die ihm gewachsen wären, als Selbstbewußtsein erleben darf. Trotzdem scheinen objektive Grenzen näherzurücken – man denke etwa an die Wasserversorgung –, die eine Revision dieses Selbstgefühls notwendig machen. Das reicht nicht weniger weit als bis in die Theologie; der Satz «Die Erde sei dir untertan» verlangt ein anderes Vorstellungskorrelat für eine Menschheit, die faktisch ihr Leben und die belebte Materie im ganzen zu zerstören vermag, als es in den Offenbarungsträumen von Hirtenvölkern gegeben war. Aber genau von dieser Steigerung der illusionsunwilligen Einsicht kann

kaum gesprochen werden, jedenfalls nicht in einem Geschwindigkeitsgrad, welcher der Vermehrung der Menschheit vorausliefe und sie zu bändigen vermöchte.

Diesem ungezügelten Anwachsen bzw. der Zusammenziehung soll der Städteplaner – der Planer von Agglomerationen – sekundär Form geben. Hier liegt der eigentliche Widerspruch, den man im Bewußtsein behalten sollte. Die Ballung von Massen, die sich rasch vollzieht, macht Planung unerläßlich – aber sie wird unausweichlich mit der «großen Landzerstörung» verknüpft sein müssen; und zwar um so ausgiebiger, je starrer man an der Tradition des bürgerlichen Einfamilienhauses als Endziel humaner Behausung festhält. Dem soeben publizierten «White Paper on London» der britischen Regierung kann man entnehmen, daß der Autor, Sir Keith, eingesehen hat, «daß die Probleme von London als Stadt nicht länger zu trennen sind von den Problemen Londons als Region»⁴. Wer das Wort Agglomeration für Siedlungsbezirke unhandlich findet – es drückt das gepreßte Wachstum freilich recht gut aus –, kann das freundlichere «städtische Region» benutzen. Allein wichtig ist, ob diese städtische Region neuer Dimension nach Prinzipien gestaltet wird, die ein das Leben bereicherndes Alternieren zwischen Stadtlandschaft und Landschaft möglich macht und erleichtert oder aber gerade diese Begegnung mit der Landschaft verhindert.

Die Möglichkeit der Planung – den nächsten Hauptpunkt meines Themas – kann ich nur von der Seite der biologischen Bedürfnisse her beleuchten, worunter ich ausdrücklich die seelischen Bedürfnisse ebenso wie die physischen verstehe. Am einfachsten ist es, wenn ich die Bedingungen, die für eine gesunde Entwicklung im Milieu der Agglomerate gegeben sein müssen, nach den Altersgruppen beschreibe. Wenn ich von «Bedingungen» spreche – um dies einzuschieben –, so kann hier nur von äußeren Bedingungen die Rede sein. Der Architekt kann den schönsten Wohnraum konzipieren: Wenn die Leute, die ihn bewohnen, nicht zusammenzuleben verstehen, bleibt sein Entwurf leer. Es wäre eine dankenswerte (wenn auch *in praxi* kaum lösbare) Aufgabe, zu untersuchen, wie oft ein Hausbau die innere Krise des Nichtzusammenlebenkönnens durch äußere Veränderung lösen helfen soll – was meist scheitert – und wo die Ungunst der Wohnbedingungen die Entwicklung verfeinerter Rücksichtnahme, also eines entwickelten sozialen Bewußtseins, verhindert. Untersucht ist oft und eindrucksvoll genug das Extrem der Slums, kaum untersucht das Milieu der Einfamilien- und Mehrfamilienhaus-Siedlungen und ihr spezifisches Elend. In ihm spricht sich aber, wie angedeutet, die Krise oder der Verfall des Sozialbewußtseins sehr zeittypisch aus. Daneben sind die «Heimstätten» aufgewachsen, die Produkte eines Wohnungsbaus, den man

⁴ «Observer», 3. März 1963.

nicht ohne grotesken Beigeschmack als «sozialen» bezeichnet; kaum übertreibend darf man von geplanten Slums sprechen.

Vielleicht wird dieses harte Urteil annehmbar, wenn wir die biologischen Bedürfnisse der Altersgruppen jetzt genauer ansehen, wobei wir als zentralen Orientierungspunkt das folgende im Auge behalten müssen: Durch die Vermehrung der Menschheit hat sich nichts an der Tatsache geändert, daß die Grundbedürfnisse des einzelnen Menschen in allen Lebensaltern die gleichen geblieben sind. Der Mensch bleibt auch im Binnenraum der technischen Zivilisation (in der «zweiten Natur» Alfred Webers) ein Teil der primären Natur. Er ist freilich ein anpassungsgewandtes Wesen. Anpassung heißt aber nicht nur gelungenes Einfügen in einen sozialen Lebensstil und die spezifische Umwelt im ganzen – Anpassung zeigt immer auch den Preis, um den diese Leistung gelang.

Die Anpassungsphase des Menschen von der Geburt bis ins 3. oder 4. Lebensjahr ist durch seine infantile Abhängigkeit charakterisiert. Die Konstanz der Gegenwart der Mutter ist durch nichts gleichwertig zu ersetzen. Darin sind sich alle Anthropologen einig – und zwar nicht deshalb, weil sie sich in Idyllen ergehen, sondern weil zunehmend klarer wurde, daß diese ersten Lebensjahre für die Formation des späteren Charakters (was den Steuerungsvorgang des Verhaltens meint) die später kaum noch korrigierbare Grundlage schaffen. Es ist weiterhin klar, daß diese Phase für Kind und Mutter und Vater und Geschwister eine Zeit stürmischer Gefühlsbeziehungen sehr ambivalenter Art ist, eben alles andere als eine Idylle. Es reift in ihr nicht nur das Kleinkind, sondern es haben die erwachsenen Beziehungspersonen ebenfalls die spezifischen Reifungsprobleme, unter anderem eine Fülle von Verzicht, zu bewerkstelligen. Welche formalen raum-ordnenden Konsequenzen hat das? Wobei wir die gesamtgesellschaftliche Tendenz zu berücksichtigen haben, daß Frauen zunehmend außer dem Haus arbeitstätig werden, dieses Stück Selbständigkeit erstreben. Sie leben damit in einer Pflichtenkollision, von deren leidlicher Lösung der Start der folgenden Generation, die soziale Vertrauensgrundlage abhängt. Um hier krasse Notstände für das Kind zu vermeiden, müßten in geringerer Distanz von den Wohnbereichen Fertigungsbetriebe oder Administrationszentren bestehen, die von Müttern leicht erreicht werden könnten. Es müßten zudem die Arbeitszeiten so verteilt sein, daß die Trennung von den Kindern nicht zu lange währt – weil das Kleinkind lange Perioden der Abwesenheit der Mutter nicht ohne Schaden erträgt (auch Krippen und Kindergärten sind dafür kein Ersatz). Nimmt man gestaffelt nach dem Alter der Kleinkinder für die Mütter eine Arbeitszeit von vier bis sechs Stunden an, so müßten sie zweimal am Tage den Weg zu ihrem Arbeitsplatz ohne großen Zeitverlust und ohne zu große Anstrengung zurücklegen können.

Diese einfache Forderung muß der Anthropologe an den Planer von Siedlungen stellen – und er muß anfügen, daß ihre Erfüllung eine Grundvoraussetzung für den ersten Schritt zu einem gesunden Aufwachsen unter den Bedingungen der industriellen Massenzivilisation ist. Es ist hier nicht der Ort, die Implikationen des emotionalen Kontaktes in der Kindheit, die, um es zu wiederholen, unersetzliche Nähe der Mutter zu entwickeln. Es genügt festzuhalten, daß die späteren Charaktermerkmale der Beziehungslosigkeit, der Indifferenz, der Rohheit der Gefühlsbeziehungen, die Interessenlosigkeit überhaupt, der intensive Zerstörungsdrang, den wir bei vielen Jugendlichen beobachten und der als Zerstörungsdrang aller mitmenschlichen Beziehungen das ganze Leben hindurch erhalten bleiben kann – daß all diese antisozialen Verhaltensäußerungen ihre Wurzel in den nicht geglückten frühkindlichen Sozialbezügen haben. Leider ist in dieser Feststellung keinerlei Uebertreibung enthalten. Wir sollten diese Einsichten der modernen Psychologie als das nehmen, was sie sind, als Einsichten in Gesetzmäßigkeiten der Humanbiologie. Wenn wir das tun, sind wir später nicht allzu erstaunt, was dabei herauskommt, wenn wir solche Gesetzmäßigkeiten ignorieren zu können glauben. Die Gesetzmäßigkeit wirkt dann unaufhaltsam in Richtung pathologischer Entwicklung.

Verfolgen wir den Weg des Kindes weiter. Der Phase der großen Abhängigkeit folgt eine zweite, in der Autonomiebestreben und Abhängigkeit nebeneinander bestehen. Der Bewegungsdrang des Kindes muß jetzt gestillt werden. Und hier fängt eine neue Leidensperiode des städtischen Kindes an. Denn seine noch ungekonnte Aktivität ist ein unausgesetzter Stein des Anstoßes – und zwar einfach deshalb, weil die Abseitsräume für kindliches Spiel sowohl in der Enge der Wohnung wie in deren Umgebung fehlen. Nicht zuletzt macht die schäbige Bauweise unserer Häuser das Triumph- oder Schmerzgeheul von Kindern zu einer Belastung für den weiteren Kreis der Mitbewohner, die an diesen Schwankungen der Gefühlswelt nicht unmittelbar interessiert sind, aber unvermeidlich deren irritierte Zeugen werden. So wird das Kind von gereizten Eltern immer wieder zu einer ihm unnatürlichen Ruhe gezwungen, was die ambivalenten Gefühle füreinander auf beiden Seiten, der des Kindes wie des Erwachsenen, ungut steigert.

Der Anthropologe kommt aus der Verwunderung darüber nicht heraus, daß die merkantile Planung unserer Städte offenbar nur für *einen* Alterstypus, und da noch mangelhaft genug, geschieht, und zwar den erwerbsfähigen Erwachsenen. Wie er zu einem solchen wird, scheint ein zu vernachlässigender Faktor, vielmehr es wird danach überhaupt nicht gefragt. Die kindliche Eigenwelt als eine schwache Machtsphäre wird rücksichtslos manipuliert, ein fast unbeachtetes Residuum absolutistischer Herrschaftsmodelle. Und was für den noch nicht erwerbstüchtigen Menschen gilt, trifft ebenso

auf den nicht mehr berufsfähigen alten Menschen zu. Hier ist also eine Städteplanung aus dem Wissen um die Grundbedürfnisse der verschiedenen Altersgruppen der Gesellschaft eine Unerläßlichkeit – und hier liegen die größten Verstöße vor. Es handelt sich dabei nicht um ein Mehr an Luxus, um höheren Lebensstandard, sondern um unerläßliche Lebensvoraussetzungen der Menschen, deren ganzes Leben im städtischen Raum sich abspielt. Werden sie nicht berücksichtigt, so entsteht daraus ein Politikum erster Ordnung. Es werden durch die Defektform der Raumplanung – sowohl in der sozialen Intimsphäre wie in den Bereichen der Öffentlichkeit – an der Sozietät nur wenig interessierte oder ihr feindlich gesonnene Individuen herangebildet. Pointiert, aber in der Determination exakt, kann man sagen, daß eine Stadt, die ihren Kindern keine weitläufigen Spielplätze, ihren Jugendlichen keine leicht erreichbaren Sport- und Tummelplätze, keine Bäder und Jugendzentren in der Nachbarschaft zu ihren Wohnstätten verschafft, sich nicht wundern darf, wenn ihre erwachsenen Bewohner dann später nicht am politischen Leben der Gemeinde Anteil nehmen und die Selbstverwaltung einer Stadt den Fragen der städtischen Betriebe (Gaswerk, Müllabfuhr, Verkehrsmittel) gleichsetzen. So ist aber doch die Lage. Es hat sich ein *circulus vitiosus* herausgebildet: Da die Verankerung des in den Städten aufwachsenden Menschen in seiner Kindheit mit weit mehr Enttäuschungen, Beschränkungen, Verzichten, Verboten belastet ist, als es bei vernünftigem Bedenken seiner Bedürfnisse notwendig wäre, wächst zwar ein stadtgeborener Bürger auf, aber keiner, dem diese seine Stadt wirkliches Interesse abnötigt. Er ist zu früh auf die egoistischen Regulationen vom Typus «Das Betreten des Rasens ist verboten!» getroffen, um später anders als egoistisch sich seinen Weg durch das «Dickicht der Städte» zu bahnen.

Wollen wir diesen in die Sozialpathologie führenden Zirkel durchbrechen, so müssen wir dem Kind und Jugendlichen den ihm angemessenen Spielraum – im unmittelbaren Wortsinn – schaffen und gegen alle sonstigen Zweckmäßigkeitserwägungen offen halten. Das wird nur gelingen, wenn unermüdliche Aufklärungsarbeit geleistet, wenn kräftig wiedergekaut wird, bis es auch der letzte Stadtverordnete verstanden hat.

Nach den schockierenden Erfahrungen beim Wiederaufbau deutscher Städte scheint es mir undenkbar, daß hier Abhilfe ohne eine starke Sozialgesetzgebung zu erreichen ist. Als Beispiel führe ich an: Jeder Bauherr ist zu verpflichten, der Größe des zu vermietenden Wohnraumes entsprechend, Spielraum in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hauses zu schaffen. Durch Planung der Baukörper ist zu erreichen, daß die Spielflächen der neu zu errichtenden Häuser aneinandergrenzen und ein von den Verkehrswegen abgeschlossener Binnenraum für Spielplätze entsteht. Ueber die Brauchbarkeit der hierfür vorgesehenen Fläche entscheiden nicht

der oder die Bauherren, sondern ein unabhängiger Ausschuß von Aerzten, Psychologen, Pädagogen. Nur mit einer rücksichtslosen Gesetzgebung in dieser Richtung läßt sich der rücksichtslose Egoismus der Bauherren, von dem ich zu Anfang ein Beispiel erwähnte, in Schach halten. (Im Grunde ist die Lage die gleiche wie beim Landschaftsschutz oder beim Denkmalschutz.)

Ich bin mir dessen bewußt, daß dieser Vorschlag einer gesetzlich verankerten Verpflichtung zur Schaffung von Bewegungsraum für die Jugend ebenso als antiliberale, «ultrasozialistische» Idee, bestenfalls als utopische Forderung gedeutet werden kann. Man wird ihn als Wünschbarkeit zulassen, schiebt ihn aber verlegen als unerreichbar beiseite. Ähnlich wie es dem Vorschlag des amerikanischen Stadtplaners Bingham ergeht, der die gesamte City für den Individualverkehr sperren will – ein Vorschlag, dem sich kürzlich Ernst May angeschlossen hat. Den Einwand, «solche Vorschläge könnten auch in gemildeter Form nicht ernst genommen werden und nicht ernst gemeint sein», weil sie «Vollmachten des Stadtplaners voraussetzen, die die liberale Wirtschaft und demokratische Verfassung ihm nie zubilligen könnten»⁵, diesen Einwand kann ich nicht gelten lassen. Es geht doch gerade nicht um eine antiindividuelle, die Besitzprivilegien willkürlich antastende Reglementierung, sondern um die Wahrung jener Lebensvoraussetzungen, die erst das Heranwachsen von Menschen möglich machen, die im Zustand des Erwachsenseins einen Reifungsweg, soziale Erfahrungen hinter sich haben, welche sie offen, kritisch bewußt für die Probleme der Gesellschaft – also demokratisch sensibel statt stumpf, anspruchsvoll und ressentimentgeladen machen.

Das alles sind Charakter- oder Verhaltenseigentümlichkeiten, die – um es zu wiederholen – nicht erbgenetisch feststehen, die man nicht mitbekommt wie Augenfarbe und Körperbau, die man vielmehr im sozialen Kontakt erwirbt, die sich irgendwo anders formen als hier. Die großen Agglomerate von Tokio, Los Angeles, Neuyork, London sind schockierende Beispiele. «Englands Städte», hieß es kürzlich in einem Leitartikel des «Observer»⁶, «sind heute eine lebendige Warnung, wie man nicht planen sollte; sie sind ästhetisch ein Alptraum, ökonomisch eine Verschwendung und sozial unzulänglich.» Wer zum Beispiel die Darstellungen von Albert C. Cohen «Zur Soziologie des jugendlichen Bandenwesens»⁷ kennt, in welchen der Autor eine Analyse der «Kultur und der Umgebung» versucht, die zur Kriminalität führt; oder wer «The Shook-up Generation» von Harrison E. Salisbury⁸ gelesen hat, kann sich nicht mehr auf die veraltete Vorstellung berufen, soziale, sexuelle, süchtige Abartig-

⁵ «Frankfurter Allgemeine Zeitung», 1. Januar 1963.

⁶ 3. März 1963.

⁷ «Kriminelle Jugend», Rowohlts Deutsche Enzyklopädie 121.

⁸ Deutsch: «Die zerrüttete Generation», Rowohlts Deutsche Enzyklopädie 159.

keit sei purer Einfluß ungünstiger Erbmischungen. Wir wollen diesen Vulgärmaterialismus der Vergangenheit gewiß nicht durch einen Vulgärbehaviourismus und durch Milieutheorien ersetzen; die Wahrheit liegt aber auch nicht «irgendwo» in der Mitte, vielmehr ist der Mensch als primäres Sozialwesen, durch verkürzte Schwangerschaftsdauer (ich erinnere an Portmanns Formulierungen vom «extra-uterinen Frühjahr» und vom «sozialen Uterus»), durch seine Ablösung von angeborenen, arteigentümlichen sozialen Verhaltensmechanismen, durch die Notwendigkeit, sein soziales Verhalten *erlernen* zu müssen, in einem unvergleichlichen Ausmaß auf Besorgtwerden durch die lange Strecke seiner Kindheit und Jugend angewiesen. Da gerade die Sozialverhältnisse *nicht* erbgenetisch gesichert sind, ist keine Gesellungsordnung, keine Umweltgestaltung perfekt. Was wir aber verlangen können – verlangen müssen –, ist die Anwendung unserer wissenschaftlichen Einsichten auf die pragmatische Gestaltung unserer Umwelt. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind Lernerfahrungen auf der jeweils erreichten vorgeschobensten Position. Eine Gesellschaft, die sich nur noch durch ihre kritische Intelligenz in Ordnung halten kann, muß diesen wissenschaftlichen Einsichten Respekt verschaffen. Das ist ihre Form der Autorität, auf die sie nicht verzichten kann.

Sozialismus war Kampf gegen Privilegien, die einem nicht alten, aufklärerischen Humanitätsbegriff entstammen; und Sozialismus ist dies geblieben, aber sein Humanitätsbegriff ist prägnanter geworden. Die Forderungen der Anpassung, die in jeder Gesellschaft hart genug sind, lassen sich jedoch nicht aufrechterhalten, wenn die Erfüllung der biologischen Grundbedürfnisse nicht gewährleistet ist. Salisbury zitiert den Reverend Jerry Oniti aus Harlem über die Aussichtslosigkeit späterer Sozialarbeit mit Jugendlichen, die in den Slums groß geworden sind. «Es ist ebenso schwer, in die Sozialarbeit eine vernünftige zentrale Planung hineinzukriegen wie in die Stadtplanung. Sie existiert einfach nicht. Niemand setzt sich hin mit einem Plan und denkt darüber nach, wie die Stadt aussehen sollte, wie sie zu verbessern wäre. Alles wächst wild durcheinander und führt ein eigenes Leben. Wir müssen alle für die schrecklichen Geschwüre zahlen, die wir mitschaffen helfen.» (S. 125.) Sollen wir aus diesen Erfahrungen nichts lernen? Können wir uns eine liberale Ideologie von einem sakrosankten städtischen Grundbesitz leisten, die unausweichlich asoziale Jugendliche in Mengen zur Folge haben muß? Da muß doch ein Mißverständnis oder besser eine Lüge unter dem Deckmantel der Liberalität, der Demokratie am Werke sein. Vom Politiker kann man nicht verlangen, daß er ein wissenschaftlicher Fachmann ist; aber man kann zweierlei anderes von ihm verlangen: 1. daß er zugänglich ist für die Erkenntnisse, die Fachleute gesammelt haben, und von ihnen sich sein Problembewußtsein erziehen läßt; und 2., daß er alle Kraft

dafür einsetzt, die Öffentlichkeit in der Richtung dieses Problem-
bewußtseins aufzuklären.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine systematische Unterrichtung der Öffentlichkeit über die unabdingbaren Erfordernisse, die für die seelische Gesunderhaltung aller in der «zweiten industriellen Revolution» erfüllt sein müssen, ohne Echo beim Wähler bleiben würde. Wenn eine Partei also Stadtplanung (Metropolisplanung, Agglomerat-, Stadtregionsplanung) zu einem Hauptthema ihrer Innenpolitik machen würde, könnte sie trotz der Zumutungen an die Grundbesitzer meines Erachtens bald der Unterstützung der großen Majorität sicher sein. Erst wenn wir zu einem neuen Begriff des «Obereigentums», zu einer «klaren Trennung von Boden und Bauwerk», wie Hebebrand es formuliert hat, gefunden haben, kann es uns gelingen, Städte nach den wahren Bedürfnissen der sie Bewohnenden nicht nur zu planen, sondern zu bauen. Das setzt eine gewaltige Sinnesänderung, eine nahezu heroische Bezähmung des Egoismus voraus, dem es seit der Bodenordnung mittelalterlicher Städte gelungen ist, das ehemalige gepachtete «Untereigentum» zu einem absoluten und zu einem glänzenden Spekulationsobjekt zu machen. Nach einer solchen Neuordnung der städtischen Grundbesitzverhältnisse hat es überhaupt erst ernstlich Sinn, von Planungsämtern zu sprechen. Dort sitzen zwar heute schon oft vorzügliche Männer mit fortschrittlichen Ideen; sie scheitern regelmäßig und kläglich an den privaten Egoismen und Kurzsichtigkeiten. Freilich sind solche Eigenschaften weniger auffällige asoziale Verhaltensweisen als die der vielberufenen «Halbstarken». Sie sind nämlich ganz einfach solche Selbstverständlichkeiten, die wir von unserer Umwelt so gewohnt sind, daß wir sie als unumstößlich hinnehmen: *homo homini lupus*. Für jeden Psychologen ist es jedoch klar, daß es sich bei den Empörungsausbrüchen gegen ungebärdige Jugendliche um ein «Haltet-den-Dieb»-Geschrei, um eine rasch ergriffene Chance, von der eigenen Schuldhaftigkeit ablenken zu können, handelt: nämlich von der Schuld, durch eigene stillschweigend geduldete Asozialität die stürmisch naive Asozialität der Jüngeren geschaffen zu haben. Gegen solche billigen Projektionen sollte sich die Gesellschaft durch die Aufklärung, die nur die Politiker leisten können, schützen. Dagegen sollte sie, muß sie «Pläne» entwickeln. Wo Minoritäten verketzert werden, ist irgend etwas faul. Und wenn man die Mischung von Brutalität und Hilflosigkeit ins Auge faßt, mit der gegen die natürlichen Lebensäußerungen der Kinder und Jugendlichen vorgegangen wird, wie wenig man ihnen an die Hand geht, dann offenbart sich hier ein Denken, ein selbstverständliches moralisches Werten, das weit der Zeit und ihren Forderungen nachhinkt. Unser gesellschaftliches Bewußtsein über die Kindheit des Menschen, über seine kindliche Erlebniswelt ist derart vorurteilsbelastet, derart antiquiert, daß es nicht wunder

nimmt, wenn für diese Welt nichts Vernünftiges geplant wird. Aber, um es wiederzukäuen: wenn wir in dieser kindlichen Erlebniswelt nicht saturiert werden, treten wir nicht als für die soziale Umwelt empfängliche, sondern als sozial defekte Wesen die Reise in die Welt der Erwachsenen an. Eine solche Entwicklung in der Breite und in ihren Determinanten zu erkennen und durch kluges Planen zu verhindern, ist eine Aufgabe, an der der Stadtplaner unmittelbar beteiligt ist. Die Gesellschaft muß ihm aber die Macht geben, seine Pläne zu verwirklichen.

Wir haben den Gang unserer Betrachtung bei den Spielplätzen der Kleinkinder unterbrochen. Gleiche Forderungen sind für die Bewegungsräume der Jugendlichen zu erheben. Auch sie müssen nah und proportional der Zahl der Jugendlichen in den Wohnquartieren geplant sein. Zwei Aufgaben fallen ihnen zu: den Jugendlichen kompensatorisch zu der unphysiologischen verlängerten Schulzeit und den oft ebenso unphysiologischen Arbeitsplätzen (besonders in Büros und an Fließbändern usw.) Bewegungsmöglichkeiten zu geben. Vielseitigkeit der Sportmöglichkeiten während des ganzen Jahres muß vorhanden sein, um dem einzelnen die Wahl, wo er sich beteiligen und konkurrieren will, zu lassen. Die zweite Aufgabe ist nicht minder wichtig: Das Bekanntwerden der Jugendlichen untereinander gibt eine ungezwungene Möglichkeit zur Bildung eines *community spirit*. (Wir sind gezwungen, hier mit einem angelsächsischen Begriff zu arbeiten, obgleich unser Wort «Gemeinschaftsgeist» noch vor einigen Jahrzehnten gut gewesen sein mag, jetzt aber nur noch falsche Assoziationen erweckt, die sich gerade mit dem genuinen und freundlichen Interesse am anderen decken, welches im Wort *community* vermittelt wird.) Jugendfreundschaften können die haltbarsten sein; ihre Erfahrung ist eine der unmittelbarsten Bindungen, die uns an eine Stadt, einen Stadtwinkel knüpfen. Je größer die Dimensionen, je anonym der Wohn- und Arbeitsverhältnisse, desto dringlicher ist es, Möglichkeiten zu schaffen, in denen emotionelles Gruppenbewußtsein sich mit einem Ort verbindet.

Die planerisch konstruierte «Nachbarschaft», gegen die so viel sich einwenden läßt, hat hier eine unleugbare Funktion. Natürlich findet der erwachsene, mobile Städter seine Freunde nicht nur in der Nachbarschaft, sondern im weiten Streuungsfeld seiner Aktivitäten, aber die Fähigkeit zum Kontakt überhaupt erlernt er im engeren Umfeld der Kindheit und Adoleszenz. Hier hat die Nachbarschaft durchaus ihren Sinn und muß gepflegt werden; wie gering die Fähigkeiten dazu zu sein scheinen, geht aus dem Klima hervor, das im beispielhaft zitierten Appartementhaus herrscht. Seine Bewohner sind nicht zu einer Kommunikation fähig, die zwischen schrankenloser, zudringlicher Intimität und vollkommener Interesselosigkeit aneinander jene mittlere Distanz herzustellen vermag, die es dem einzelnen erlaubt, freundliche nachbarliche Hilfe in

Anspruch zu nehmen, wo es not tut. Vielmehr lebt man in einer verkrampften Abwehrhaltung und projiziert aus ihr die Empfindung, alle Mitbewohner seien mehr oder weniger feindselige, uninteressierte Gesellen, die man um keinen Dienst bitten kann.

Zu allen Zeiten, in allen Städten haben Jugendliche aus dem gleichen Wohnquartier Banden gebildet. Das ist einer der natürlichen Gesellungsvorgänge in dieser Protestphase. Erst bei den Zielsetzungen, beim Grobheitsgrad des Unfugs beginnt unter Umständen die Gefährlichkeit. Darin zeigt sich dann das Ausmaß von nicht sozial integrierter, infantil ungekonnter Aggressivität – ein Gradmesser also für schlechten *community spirit*. Eine ausgezeichnete Untersuchung über eine Welle von Süchtigkeit unter Jugendlichen Newyorks⁹ hat sehr deutlich gemacht, daß es nicht ein «pathologisches, unwiderstehliches Verlangen» wie beim erwachsenen Süchtigen ist, das diese Jugendlichen treibt, sondern der Wunsch nach einer abenteuerlichen Erregung (*thrill*) und das Imitationsbedürfnis, das doch gerade beim noch selbstunsicheren Jugendlichen so ausgeprägt ist. Das Beispiel ist gut geeignet, um zu zeigen, daß das Bedürfnis nach abenteuerlicher, «kitzlicher» Betätigung ein altersentsprechendes ist und was geschehen muß, um ihm Anreize zu geben, die das Selbstbewußtsein steigern, statt es nur vorübergehend zu reizen und, auf die Länge gesehen, zu zerstören.

Wir alle leben noch nicht lange genug in der Umwelt der Massengstädte, um zu wissen, wie man am besten den Jugendlichen in diesem Milieu durch die physiologische Krisenzeit der Adoleszenz geleiten kann, so daß er später noch ein mobiler, neugieriger, teilnehmender Erwachsener und nicht ein passiv angepaßter Normalverbraucher ist. Sicher ist nur, daß die Sättigung des körperlichen Bewegungsdranges, die Schulung der körperlichen ebenso wie der geistigen Gewandtheit eine gute Voraussetzung dafür schaffen. Der planende Schwerpunkt sollte deshalb nicht auf der Errichtung der großen Stadien liegen (die werden ohnehin gebaut), sondern auf der Schaffung jener Zentren der Jugendlichen, in denen sie selbst auf ihre Fassung aktiv – gruppenaktiv – zu sein lernen.

Es bedarf keiner weiteren Erklärungen, daß diese Gedanken zur Städteplanung fragmentarisch sind. Sie fügen sich erst mit all den anderen geforderten Voraussichten zu einem Planungsganzen. Ich glaube aber, daß die anthropologische Ebene, von der aus ich spreche, nicht eine untergeordnete, sondern für die Wohnballungen eine Hauptebene der planenden Ueberlegung geworden ist.

Solange das Kind in einer wenig bevölkerten Welt aufwuchs, war Spielraum eine unbefragte Selbstverständlichkeit, und im nächsten Wald begann das Abenteuer. Die zweite Natur der technisierten Binnenräume bringt neue Abenteuer, aber um sie bestehen zu kön-

⁹ Ernest Harms: «Drug Addiction Wave Among Adolescents», «New York State Journal of Medicine», Dezember 1962.

nen, muß ein Stück weit die erste Natur erfahrbar bleiben; denn der Mensch selbst, so sehr er sich technisch armiert hat, ist erste Natur.

Zum Schluß will ich noch zwei Gedanken skizzieren, die den Lebenslauf, den ich als Gerüst meiner Darstellung benütze, fortsetzen. Eine Ueberlegung betrifft die Familienwohnung, die zweite den alten Menschen. Zur Wohnung: Sie ist Versammlungsort der Familie: das heißt, sie ist der Raum der Primärgruppe. Das kann aber nicht heißen, daß sie nicht auch Eigenterritorien der Familienmitglieder enthalten müßte. Die stetige Erhöhung des Lebensstandards hat vorerst als Kehrseite die stetig zunehmende Zeit der Abwesenheit der Familienmitglieder von der Wohnung. Um all die technischen Erleichterungen, von der elektronischen Waschmaschine bis zum Hi-Fi-Set, erschwingen zu können, müssen oft beide, Vater und Mutter, erwerbstätig sein. Neben den technischen Erleichterungen gibt es jedoch auch andere Konformitätszwänge fraglicher Art. Zu ihnen gehört der *living-room*. Er erinnert in den modernen Wohnungen an ein Fürstenzimmer ohne Hintergrund. Alle anderen Räume der Wohnung sind auf seine Kosten so klein, daß man praktisch wenig mit ihnen anfangen kann. Wenn ein oder zwei Betten in ihnen Platz haben, dann kein Tisch und umgekehrt. Die Karikatur soll die verlogene konventionelle Demonstration des «trauten Familienlebens» überdeutlich machen. Es ist frappierend, wie immer wieder konformisierende Statusvorstellungen den «gesunden Menschenverstand» zu überrumpeln vermögen. Dabei ist es in einer einfachen Ueberlegung einzusehen, daß die Wohnung nicht nur Gesellungsort, sondern ebenso Rückzugsort des Individuums aus der Gesellschaft, eben Eigenterritorium des einzelnen sein muß. Zur Geselligkeit genügt ein relativ kleiner Raum, wenn überhaupt mit Raum gespart werden muß; aber den Erwachsenen sollte es in der Wohnung ebenso möglich sein, sich von der jüngeren Generation zurückzuziehen wie umgekehrt. Das alles wird dem großen, repräsentativen Wohnraum geopfert – möglichst mit *picture window* –, in dem dann die permanente Stimmung der Gereiztheit, der Ermahnungen, des «Ich-kann-dich-nicht-Verstehen» herrscht. Es mag dies ein Detail sein, das scheinbar nichts mit der Raumplanung im großen zu tun hat – ich glaube aber, nur scheinbar. Denn die Lebensökonomie der Primärgruppe Familie hat auch ihre Minimalbedingungen, die respektiert, vorausbedacht sein wollen. Nur die Möglichkeit, zwischen Sozial- und Individualwesen – was beides die untrennbare Zweipoligkeit der menschlichen Existenz ausmacht – oszillieren zu können, gibt die Möglichkeit zur Entwicklung eines sozial- und selbstbewußten Individuums frei. Das läßt sich funktionell durchaus am Grundriß einer Wohnung darstellen.

Eine letzte Anmerkung zur Frage, welchen geplanten Ort die nicht mehr erwerbstätigen, die alten Menschen einnehmen sollen.

Drei Ueberlegungen müssen hier leiten: 1. Da die Lebensdauer wächst, wächst der Anteil der Bevölkerung über 60 Jahre; die Heilerfolge sind besonders in dieser Altersgruppe groß, der physische Gesundheitszustand ist oft erstaunlich gut. 2. Die seelischen Belastungen für den rüstigen Menschen im Pensionierungsalter sind außergewöhnlich große. Da er allermeist nichts mehr von den Produktionsmitteln selbst besitzt, wird ihm mit seiner Pensionierung die ganze Bezugswelt seines aktiven Lebens genommen. Viele der trübseligen, versackenden Altersschicksale haben hier ihren Ursprung. 3. Die Reduktion der Wohngemeinschaft auf zwei Generationen im Durchschnitt trägt weiter zur Vereinsamung und Aufgabenentleerung des Altersdaseins bei. Wo alte Menschen pflegebedürftig sind, kann umgekehrt die berufstätige Generation zu wenig für sie tun, die Abwanderung ins Altersheim ist oft genug der Beginn eines Endes in Vergessenheit. Die industrielle Revolution geht also zu Lasten der Kindheit und des Alters.

Das ist in vielem durch eine bedachtere Raumplanung auch für das Alter zu mildern. Die Idee einer Trabantenstadt für alte Leute über 65 Jahre, wie sie gerade in Los Angeles verwirklicht wird, scheint mir die denkbar unglücklichste Lösung. Sie hat den Aspekt eines Präkrematoriums. Was dagegen versucht werden müßte, ist die räumlich angemessene Eingliederung der nicht mehr berufstätigen, aber nicht besonderer Pflege bedürftigen alten Menschen in die Lebensumwelt der Tätigen. Die Trennung von Arbeits- und Wohnstätte, die Bevölkerungsfluktuation hat eine Fülle neuer Probleme geschaffen, die in Nachbarschaftshilfe, deren gerade die alten Menschen besonders fähig sind, gelöst werden können. So unersetzlich Alterswohnheime für Pflegefälle sind, so unerläßlich ist es in den Siedlungsprojekten, die Existenz alter Menschen zu berücksichtigen. Der Einfall, der dann gleich zur Hand ist, genügend Kleingartenraum zwischen die Wohnblocks einzuplanen, ist sicher kein Allheilmittel, aber nicht das Schlechteste, was den Regionalplanern einfallen kann. Auch diese vegetativen Zonen bedürfen eines gesetzlichen Schutzes, um nicht aufgefressen zu werden.

Denn die westlichen Metropolen – um nur bei den Planungsaufgaben, die sie stellen, zu bleiben – fordern durch ihren eigenen Bevölkerungszuwachs und die Konzentrationstendenzen in Produktion und Ansiedlung (worin viele irrationale Bedürfnisse stecken) eine weite Voraussicht. Es hat also keinen Sinn, Gemeinden zu kleiner Dimension zu planen, die dann in Kürze wieder in drangvoller Enge ersticken; um beim Beispiel Londons zu bleiben, man kann nicht in der Größenordnung von 50 000 Einwohnern planen, wenn bis 1980 ein Bevölkerungszuwachs von einer Million zu erwarten ist. Es übersteigt meine Kompetenz, Pläne solcher Größenordnung zu entwerfen. Was ich in meinem Beitrag anzudeuten versuchte, war die These, daß die Neuplanungen und die Stadtsanie-

rungen davon ausgehen müssen, nicht gedankenlos neue Erscheinungsformen der Unterprivilegiiertheit zu schaffen. Ich habe dies vornehmlich an den Bedürfnissen des Kindes und jungen Menschen darzustellen versucht, einmal weil diese Gruppen an sich sozial schwach sind und deshalb in ihren natürlichen Ansprüchen in der Konkurrenz mit anderen leicht an die Wand gedrückt werden, vielmehr aber noch aus dem anderen Grund, daß unsere wissenschaftlichen Einsichten über die prägende Rolle der Kindheitserlebnisse für den Aufbau des sozialen Habitus relativ neuen Datums sind und eben deshalb noch nicht die Berücksichtigung finden, die ihnen nach ihrem Gewicht zukommen muß. Jedenfalls dann, wenn mit Städteplanung der Versuch gemacht werden soll, dem Menschen die Anpassungsschwierigkeiten an die überraschende, von Erfindungen unentwegt beunruhigte, in stetiger technischer Reorganisation befindliche Umwelt seiner Industriezivilisation zu erleichtern.

Wir stehen damit vor dem etwas paradoxen Tatbestand, daß städtebauliche Planung gerade deshalb notwendig ist, weil sie hilft, die Freiheit zu individueller Entwicklung in ihren biologischen Grundvoraussetzungen zu sichern, jene individuelle, kritische Freiheit, die untrennbar mit der freieren Lebensform der Städte verknüpft war.

Es ist also die Frage, ob die regionalen Großsiedlungen diese städtische Aufgabe der Vergangenheit fortsetzen oder ob sich in ihnen ein Konformitätszwang quasi dörflicher Enge etablieren wird und muß. Der Blick auf manche der neuen Vororte unserer aus ihrer alten städtischen Verfassung ausgebrochenen Ballungssiedlungen scheint dieser letzteren Befürchtung recht zu geben. Andererseits, wer zum Beispiel Paris kennt, weiß, daß es seine unvergleichliche Atmosphäre der Metropole auch der Tatsache verdankt, daß seine Quartiere in sich gerade kleinstädtische Züge bewahren; daß die große Stadt ihr Leben aus einer sehr nahen Vielfalt kleiner Stadtgemeinden gewinnt. Sie sind freundlich belebt, mit all ihren Winkeln und Hinterhöfen. Von den Trabantenstädten trifft das fast nie zu. Sie sind von kulturtötender Sterilität.

Die Momente, die zu diesem unerwarteten Ergebnis gutgemeinter Licht-Luft-Grün-Ideale führten, sorgfältig zu analysieren, scheint mir eine notwendige Aufgabe, die vor neuen Plänen stehen muß. Bei diesem Unternehmen müssen sich der Kulturanthropologe, der Soziologe, der Oekonom, der Architekt, der Politiker besser verstehen lernen, als es jetzt noch der Fall ist.

Soziologen haben wiederholt auf den «Verfall der kommunalen Oeffentlichkeit» hingewiesen¹⁰. Der Sachverhalt ist nicht zu bezwei-

¹⁰ Z. B. Hans Paul Bahrdt: «Die moderne Großstadt», Rowohlts Deutsche Enzyklopädie 127, S. 90.

feln. Es ist zu fragen: Ist er in diesem Ausmaß unvermeidlich, oder ist er ein Ausdruck unserer ungekonnten Planung? Nämlich des Versuches, der historisch neuen Situation *a)* der Bevölkerungszunahme mit Ballungstendenz, *b)* der technischen Entwicklungen, die erst die Lebensbedingungen für die große Zahl garantieren, mit recht groben, ungelenken Verwaltungsmaßnahmen Herr zu werden? Das bringt uns auf den anfänglich geäußerten Gedanken zurück, daß der Stadtplaner ein explosives biologisches und technisches Geschehen – nämlich die Vermehrung der Menschheit, die sich ihrer natürlichen Feinde entledigt hat – in Form zu bringen habe. Ob dieser Druck anhalten wird, ist ungewiß. Wir fangen langsam an, dieses Faktum zu erleben. Inmitten der Massenhaftigkeit und der schlechten Provisorien für ihre Beheimatung haben wir aber immerhin die Einsicht in die zwei Ebenen der menschlichen Existenz klarer zu verstehen gelernt: der Mensch ist intellektuell mobil, überaus anpassungsfähig – für die ausgewogene Entwicklung dieser Fähigkeiten bedarf es aber einer Verwurzelung in konstanten emotionalen Beziehungen während einer langen Reifungszeit. Erst wenn diese Sphäre relativer Bekanntheit mit allen ihren ambivalenten Spannungen der Nähe erlebt wurde, kann das Individuum darangehen, sich in seiner Welt – individuell – abzugrenzen, ohne dabei den sozialen Kontakt in den weiteren Ebenen der Gesellschaft zu verlieren. Die Stadt muß also diese zwei Erfahrungen geben: zur Gemeinschaft zwingende Umwelt – individuelle Freiheit gebende Umwelt. Letztlich kann man menschliche Entwicklung zur Freiheit, die befriedigt und in die man nicht fällt wie in ein Vakuum der anonymen Angebote, nicht planen; aber man kann sehr viel tun, um solche Freiheit nicht entstehen zu lassen. Daran war die menschliche Gesellschaft bisher offenbar, bewußt oder unbewußt, sehr viel interessierter. Wenn man also das Glück nicht planen kann, so kann man immerhin Unglück verringern. Für unsere Ueberlegungen scheint dies nicht unbedeutend.

Einem Denkfehler der pessimistischen Kulturkritik möchte ich dabei widersprechen. Die «Vermassung» ist kein zwangsläufiger Vorgang, wenn die absolute Zahl der Lebenden steigt. Als Artwesen bleibt der Mensch nach seiner Naturanlage so individuationsfähig wie eh und je. Aber das spezifische Dasein der heute die Ballungsräume bewohnenden Massen, die wir historisch nicht gewohnt sind, beschränkt, absorbiert unnötig Kräfte (zum Beispiel im täglichen Verkehr), nivelliert und läßt viele Anlagen unentwickelt. In modifizierter Form hat das aber *jede* der Kulturen getan, die wir kennen. Jedes Gruppendasein zwingt und macht auch unfrei. Die entscheidende Frage ist nur die: Was gibt das Gruppendasein für diese Beschränkungen und Enttäuschungen dem Individuum zurück, so daß es sich doch mit Selbstgefühl zu einer bestimmten Gruppe zugehörig fühlen kann, etwa als ein Bürger von Venedig, Sevilla

oder Edinburgh? Dieses Geben und Nehmen zwischen Gruppe und Individuum muß in den revolutionären Entwicklungen seit dem Beginn der naturwissenschaftlich-technischen Ära in Unordnung geraten sein. Es scheint mir die Voraussetzung jeder Entscheidung zu sein, die wir über unsere Städte treffen, dieses Problem mit kritischer Einsicht und Ausdauer zu durchdenken. Wenn wir so verfahren, werden hinter den Notwendigkeiten der Planung auch die Grenzen der guten Absicht sichtbar. Die Tatsache nämlich, daß es die innere Verfassung ist, die zur schöpferischen Leistung befähigt, mit der sich eine Gruppe zu identifizieren vermag; und die zweite Tatsache, daß das Bereitstellen der Bequemlichkeiten noch keinen Stadtgeist herbeiführt – vor allem dann nicht, wenn sie zu teuer erkaufte werden müssen. Man kann sich des Eindrucks schwer erwehren, daß unsere Existenzplanung, die sich so gerne auf ihre Rationalität beruft, den Kettenreaktionen nachhinkt, die unzweifelhaft sowohl von der Ratio wie von der Eigenkraft biologischer Gesetzmäßigkeiten ausgelöst wurden. Diesen Vorsprung der «Umstände» können wir sicher nicht anders als durch eine Steigerung unserer Bewußtseinskräfte verringern – aber nicht nur, indem wir ideell zurechtrücken, sondern indem wir uns um die Wirklichkeit menschlichen Lebens kümmern. Letztlich indem wir uns selbst Grenzen setzen.

Zum Problem der Gewerkschaftseinheit

Fortschritt in Frankreich

Drei Gewerkschaftsbünde machen sich in Frankreich den Einfluß unter den Arbeitern, Angestellten und Beamten streitig: die kommunistisch orientierte und geleitete CGT (Confédération générale du travail), die freigewerkschaftliche «Force ouvrière», die dem IBFG angehört, sowie die CFTC (Confédération française des travailleurs chrétiens). Neben diesen drei Bündeln existiert der autonome Verband des Lehrpersonals aller Gattungen (FEN = Fédération de l'éducation nationale), der seit der Gewerkschaftsspaltung vom Jahre 1947 keinem der drei Gewerkschaftsbünde angehört, sondern autonom ist. Er stellt es jedoch jedem Einzelmitglied frei, einem dieser Bünde anzugehören, um sich innerhalb der FEN zu «Richtungen» gemäß seiner gewerkschaftlichen und politischen Orientierung zusammenzuschließen. So stellt sich heute, abgesehen von einem besonderen Verband der Ingenieure und Techniker, in großen Zügen die französische Gewerkschaftsbewegung dar.